

Die Reisende
Vincent van Dorn

Impressum

© 2026 Vincent van Dorn

Coverdesign: NinaBartl.at. Personenabbild teilweise KI-generiert mit OpenAI ChatGPT 5.3 Pro -Version März 2026.

Lektorat / Korrektorat: Buchfein.at

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH

Julius-Raab-Straße 8

2203 Grobebersdorf

Österreich

www.buchschmiede.at – Folge deinem Buchgefühl!

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:

info@buchschmiede.at

ISBN 978-3-99192-410-4 (Paperback)

ISBN 978-3-99192-577-4 (E-Book)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Hinweis zur Fiktion

Dieses Buch ist ein Werk der Fiktion. Namen, Charaktere, Wohnadressen und Ereignisse sowie der Wirkstoff Lethanox sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit real existierenden Personen, Orten oder Ereignissen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt. Echt sind die Namen der Orte, der Polizeieinheiten sowie der Institutionen.



Prolog

Seit jeher zieht es die Menschen hinaus in die Welt. Früher verließen sie ihre Heimat, wenn die Sippe zu groß geworden oder nicht mehr genug Nahrung für alle vorhanden war. Heute reisen sie, um Abenteuer zu suchen, neue Horizonte zu eröffnen, Länder und Kulturen zu entdecken – oder schlicht, um für eine Weile dem eigenen Alltag zu entkommen. Fast immer haben Reisen ein Ziel. Auf Bahnhöfen spiegelt sich diese Tatsache in tausenden Szenen: Menschen hetzen zum nächsten Gleis, um den Anschlusszug nicht zu verpassen, oder sie fallen sich in die Arme und vergießen Tränen der Wiedersehensfreude. Ein Besuch bei der Großmutter, ein Vorstellungsgespräch, eine kurze Städtereise, das Abholen eines neuen Autos – die Gründe sind so vielfältig wie die Reisenden selbst. Tag für Tag, weltweit.

Judith Krane aber kennt dieses Ziel nicht. Sie fährt, ohne erwartet zu werden, ohne Ankunft, ohne Bestimmung. Und doch sehnt sie sich danach, dazuzugehören. Sie will eine von jenen sein, die willkommen geheißen wird – herzlich oder sachlich – Hauptsache, sie wird gesehen.

Unsichtbar zu sein ist eine besondere Form der Einsamkeit. Sie häuft sich an wie Gesteinsschichten, wächst zu einer Schwere, die kaum noch zu ertragen ist. Für Judith ist dieser Punkt längst erreicht.

Trotz dieses ernsten und vielleicht etwas düsteren Themas wünscht Ihnen viel Freude mit der Reisenden:
Vincent van Dorn – Autor

Auf dieser Reise begegnen wir unter anderem:

Judith Krane, 42 Jahre alt, Tulln.

Mara Krane, Schwester von Judith Krane.

Barbara Höller, Chefinspektorin Ermittlungsgruppe Leib und Leben, Landeskriminalamt (LKA) St. Pölten.

Lukas Brandner, Chefinspektor, LKA St. Pölten (Stellvertreter von Barbara Höller).

Clara Riedl, 44 Jahre, Wien, Marketingchefin eines Kosmetikunternehmens für Naturprodukte.

Alois aus Bayern, zeitweise Judiths Nachbar.

Sophie Leitner, 41 Jahre alt, Projektmanagerin im Bereich Verkehrsinfrastrukturentwicklung, geschieden, eine Tochter, St. Pölten.

Claudia Rathsam, Zugbegleiterin.

Sebastian Kronauer, Life-Coach.

Ernst Pfaffenlehner, Staatsanwalt, Wiener Neustadt.

Dr. Ewald Palmgarten, Gerichtsmediziner, St. Pölten.

Eva Hütterl, junge Beamtin, Ermittlungsgruppe Leib und Leben, LKA St. Pölten.

Lorenz, Telefonseelsorge.

Ingrid Kronauer, Anwältin.

Josef Gerbstreit, Ex-Ehemann von Sophie Leitner.

Luisa Leitner, Tochter von Sophie Leitner.

Susanne Kern, Insassin Justizanstalt Göllersdorf.

Kapitel 1

Clara

So sah also Erfolg aus. Ein Hosenanzug wie aus einem Modemagazin – beige-weiß, fein gestreift, maßgeschneidert. Diese Frisur: jede Strähne sorgfältig wie von Hand gelegt. Judith konnte nicht aufhören hinzuschauen. Selbst die Mimik passte zu einer Person, die es geschafft hatte und nun selbstbewusst und stolz durchs Leben ging. Vielleicht war sie nicht einmal schön. Aber das spielte keine Rolle. Erfolg blendete.

Judith beobachtete genau, wie sie sich bewegte, wie sie schaute, wie sie aus der Thermoskanne trank. Aber auch, wie die Menschen sie still anschauten, sie wahrnahmen, sie anscheinend interessant oder faszinierend fanden. Das wollte Judith auch: wahrgenommen werden, sichtbar sein. Unbedingt.

Noch wusste sie den Namen der fremden Mitreisenden nicht, doch den würde sie bald in Erfahrung bringen. Sie würde sie ansprechen. Ihr nacheifern. Endlich.

Manchmal half der Zufall ein wenig. Es mochte nicht beabsichtigt gewesen sein, doch der Firmenausweis hing lesbar an einer kleinen Kette außen an der Aktentasche. Nun wusste sie, wie die Frau hieß: Clara Riedl. Judith nahm ihr Handy und begann sofort damit, Wissenswertes über Clara Riedl zu recherchieren: LinkedIn, ein Artikel auf „Women in Business“, ein Vortrag auf YouTube. Google zeigte viele Fotos von

Empfängen und Sehen-und-gesehen-Werden-Events. *Aha*, dachte Judith, *Marketingchefin einer Naturkosmetikmarke ist sie also*. Elegant, bedacht, ruhig. Alles, was Judith nicht war. Noch nicht.

Judith schaute an sich hinunter. Was sie sah, war eine helle, abgewetzte Bluejeans, in der sich ihre dünnen Beine fast verloren, ein schwarzer Hoodie, der eigentlich viel zu warm für diese Jahreszeit war, und ausgetretene weiße Turnschuhe. Ohne es bewusst wahrzunehmen, schüttelte sie leicht den Kopf. Dabei pendelten die zu einem Pferdeschwanz zusammengebundenen blonden Haare hin und her. Es musste sich etwas ändern. So zu sein wie Clara, das würde die Blicke der Menschen auf sie ziehen. Erst auf die Hülle der neuen Judith, dann auf den Menschen dahinter. Auf die echte, wunderbare, vorbildliche und begehrenswerte Judith, die ein Vorbild, ein Idol für viele andere Frauen in ihrem Alter sein würde. Clara nachzueifern war ihr Weg ins Glück, da war sich Judith sicher.

Schon bald würden die Menschen sich für sie interessieren und erkennen, welcher Mensch in Judith Krane steckte. Was ihr Innerstes ausmachte, was sie dachte, fühlte und mochte. Das war genau das, was sie so sehr vermisst hatte. In Clara sah sie die große Chance, endlich jemand zu werden, der gesehen wurde.

Der Zug war pünktlich abgefahren. Clara saß ihr schräg gegenüber, ein Klappstisch zwischen

ihnen. Sie schrieb mit Füller in ein Notizbuch, ab und zu hielt sie inne, trank einen Schluck aus ihrer Thermosflasche. Judith beobachtete sie verstohlen, zuerst nur durch die Spiegelung im Fenster, dann direkter. Jetzt oder nie.

Sie stellte ihre Wasserflasche laut genug auf den Tisch, dass Clara aufsah. „Entschuldigen Sie – ich hoffe, das ist jetzt nicht zu aufdringlich“, begann sie, „aber Sie haben eine sehr angenehme Ausstrahlung. Ich beobachte Menschen beruflich – also ... ich arbeite an etwas. Und mir ist aufgefallen, wie ruhig und fokussiert Sie wirken. Das ist selten.“

Clara hob die Brauen leicht. Dann lächelte sie höflich. „Danke. Das ist ... nett.“ Sie klang freundlich, aber uninteressiert.

Judith beugte sich ein klein wenig vor. Ihre Stimme blieb ruhig. „Darf ich fragen, was Sie beruflich machen?“

Clara zögerte. „Ich bin im Marketing tätig. Naturkosmetik.“

Judith nickte sofort, ein wenig zu eifrig. „Das passt zu Ihnen. Man merkt, dass Sie wissen, was Sie tun.“

Ein leichtes Nicken. Clara schien etwas irritiert, aber höflich bemüht, es sich nicht anmerken zu lassen.

„Fahren Sie öfter diese Strecke?“

„Beruflich, ja. Fast täglich. Je nachdem.“

Judith lächelte. Sie hatte, was sie wollte. Ein Muster. Eine Frequenz. Sie würde sich anpassen. Sie würde sich verändern. Und dann ... dann würde sie zuerst von Clara gesehen werden und dann von der Welt.

Sie ging durch die Tullner Innenstadt und suchte Boutiquen und Modegeschäfte auf, in denen sie noch nie gewesen war. Es dauerte nicht lange, da fand sie in einem der Läden einen Hosenanzug ähnlich dem, den Clara trug. 1.200 Euro sollte dieser kosten. Geld, das Judith nicht hatte. Judith suchte weiter und weiter, aber günstigere Hosenanzüge sahen eben auch günstig aus. Und so blieb es für sie bei ihrem Favoriten. 1.200 Euro galt es zu investieren. Hinzu kamen ein paar Hundert Euro für Kosmetik einer edlen Naturkosmetikmarke, passende Schuhe und einen Friseurtermin. Außerdem wollte Judith unbedingt noch einen exklusiven Füller und einen edlen Ledereinband für ein Terminbuch kaufen.

Alles in allem würde Judith mindestens 1.800 Euro investieren müssen.

Hinter dem Einkaufszentrum Rosenarcade lag der Hauptplatz – ein weitläufiger Marktplatz, gesäumt von kleinen Geschäften, Cafés und Restaurants. Judith lief blindlings zu einem der Lokale, setzte sich draußen an einen Tisch und überlegte, wie sie Kleidung, Kosmetik und einen Friseurtermin finanzieren sollte. Sie war so sehr vertieft in ihre Gedanken, dass die Servicekraft sie zweimal ansprechen musste, bevor Judith reagierte. Erschrocken blickte sie auf und stotterte: „Ähm, äh – Entschuldigung. Äh, äh ...“, stotterte sie weiter und brachte keinen vernünftigen Satz zustande. Andere Gäste an den nahen Tischen bekamen das mit und begannen zu tuscheln und teils sogar zu

kichern. Judith bemerkte davon nichts. Sie hatte genug damit zu tun, sich auf eine Bestellung zu fokussieren, nahm die abgegriffene Getränkekarte und warf einen flüchtigen Blick darauf. Die Kellnerin lächelte sie verständnisvoll an und sagte so leise, dass nur Judith es hören konnte: „Stress? Ich kenne das. Mein Leben war auch nicht immer einfach. Entscheiden Sie sich ganz in Ruhe, ich komme gleich wieder.“

Judith war verwirrt und innerlich nicht wirklich anwesend. Die Kellnerin hatte sich gerade erst einen einzigen Schritt vom Tisch entfernt, als Judith „Eine Wiener Melange, bitte“ rief.

„Eine Wiener Melange, kommt sofort“, antwortete die Kellnerin und ging in Richtung Tresen.

Erst jetzt sah Judith auf, beobachtete das geschäftige Treiben auf dem Hauptplatz. Sie sah Paare, die Arm in Arm über den Platz liefen und sehr verliebt wirkten. Sie sah Paare, die sich ganz dem Einkaufsvorhaben hingaben und dabei auffallend sachlich wirkten. Der Erledigungsmodus überwog ihre Liebe – falls es überhaupt noch Liebe war. Aufmerksamkeit sah anders aus. Manche Menschen waren selbst innerhalb einer Partnerschaft einsam. Vielleicht merkten sie es nicht einmal.

Judith strich sich über den bloßen Arm. Die Sonne lag warm auf ihrer Haut. Sie stellte sich vor, wie sich an dieser Stelle der Stoff einer teuren Jacke anfühlen würde – schwer, glatt, selbstverständlich.

Fünfhundert Euro.

So viel kostete es also, nicht übersehen zu werden. Erneut versank Judith in ihren gedanklichen Tunnel und blendete die Umwelt aus. Kurz dachte sie darüber nach, ob sie den Hosenanzug anprobieren und einfach damit aus dem Geschäft rennen sollte. Aber das würde vermutlich nicht funktionieren. Entweder würde man sie beim Versuch, wegzurennen, einholen und festnehmen oder – wenn sie den Hosenanzug trug – irgendwann sehen und dann festhalten, denn Tulln war nicht so eine Großstadt wie Wien. Außerdem würde sich ein Diebstahl nicht nach einer Persönlichkeitsveränderung anfühlen, sondern eben schlicht nur nach Diebstahl und einer Kunstfigur, die in dem gestohlenen Outfit steckte. Sie aber wollte eine neue Judith werden. Dazu gehörte, dass sie sich einen solchen Hosenanzug leisten konnte.

Sie fuhr nach Hause und wählte ein paar Kontakte aus ihrer Handyliste an. Judith kannte Männer, die Geld dafür bezahlten, wenn sie mit ihnen ins Bett ging. Männer, die zumeist verheiratet und daher verschwiegen waren. Immer wieder gab es Situationen in ihrem Leben, in denen sie dies nutzte, um offene Rechnungen begleichen zu können.

Am nächsten Morgen zählte sie fast 800 Euro an Bargeld. Den Rest holte sie von ihrem Bankkonto, wo am gleichen Tag das restliche Gehalt des letzten Arbeitgebers eingegangen war. Es reichte so gerade eben für den Hosenanzug, Kosmetik und

die neue Frisur. Die Schuhe mussten dafür um einiges günstiger ausfallen, aber das würde vermutlich eh niemand bemerken. Füller und Ledermappe bestellte sie über den bekannten großen Onlinehändler und verschob damit die Zahlungsverpflichtung um einige Zeit.

Demnächst würde sie in derselben Bahn sitzen. Ähnliche Kleidung tragen. Einen ähnlichen Kalender führen und auch mit einem Füller schreiben, statt etwas ins Handy zu tippen. Der erste Schritt lautete: Kleider machen Leute. Wenn sie sich schick kleidete, würde man sie hochwertiger einschätzen als mit Jeans und T-Shirt. Kleidung war also der erste Schritt. Aber das reichte nicht. Auch die Ausstrahlung zählte. Sie würde sich freundlich-kühl geben, souveränes Schauen vor dem Spiegel üben. Elegante Zurückhaltung. Und immer total beschäftigt tun. Freundlich, aber professionell distanziert. Die neue Judith würde dann von einem anderen Niveau aus herunterstrahlen auf die Menschen. Dafür musste sie nur so viel wie möglich von Clara kopieren. Dann würde auch Clara sie als ihresgleichen sehen.

Kleidung und Outfit waren geschafft. Nun galt es, sich einen angemessenen Gesichtsausdruck, elegante Bewegungen und eine gewählte Sprache anzugewöhnen. Auf jeder Fahrt machte sich Judith umfangreiche Notizen über die nächsten Schritte, die sie unternehmen wollte, um zu einem neuen Menschen zu werden. Außerdem hatte sie Clara ausgiebig beobachtet und übte nun beinahe täglich vor dem Spiegel.

Dann kam der große Tag. Endlich war es so weit. In den nächsten Minuten würde sie in dieselbe Bahn steigen, in der auch Clara saß. Sie würde nicht nur so ähnlich gekleidet sein wie sie, sondern auch so schauen, sich so bewegen, sich so geben und dann ganz wichtig Termine mit ihrem neuen Füller in den Kalender schreiben, der sich in der Ledermappe befand. Judith fühlte sich großartig und war voller Erwartungen. Den Menschen würde sie auffallen, alle würden sie sehen, sie wahrnehmen und wertschätzen. Die Menschen würden zu ihr aufschauen und denken, dass sie es geschafft hätte. Sie würden sie kennenlernen wollen und dann war es an Judith, gönnerisch zu entscheiden, wem sie ihre Zeit widmen würde.

Erneut begegneten sie sich zufällig im Zug. Clara war höflich, aber reserviert. Zum neuen Style von Judith sagte sie kein einziges Wort. Fiel er Clara gar nicht auf? Judith ging ins WC und sah sich im verschmierten Spiegel an. Sah doch gut aus. Fast wie Clara. Doch die reagierte nicht. *Vielleicht hat sie mich noch gar nicht richtig wahrgenommen?* Judith setzte sich erneut schräg gegenüber hin und räusperte sich.

Keine Reaktion.

Wie beim ersten Aufeinandertreffen stellte Judith ihre Wasserflasche etwas zu laut auf den Tisch.

Nichts.

Das verunsicherte Judith leicht.

Absichtlich ließ sie ihre Wasserflasche umfallen, lächelte Clara an und entschuldigte sich.

Clara sah kurz auf, lächelte für eine Sekunde höflich und vertiefte sich wieder in ihren Kalender.

O. k. dachte sich Judith. *Kein Problem, Kleidung ist ja auch nur der erste Schritt. Ich muss noch mehr an meiner Ausstrahlung arbeiten.* Judith beruhigte sich, blieb cool, fuhr nach Hause und übte vor dem Ganzkörperspiegel, den sie sich extra vom Flohmarkt besorgt hatte. Immer wieder stolzierte sie am Spiegel vorbei und übte Mimik, Ausstrahlung und gelassene Souveränität. Sie fühlte sich in ihrer Imitation noch unvollkommen und setzte ihre Beobachtungen fort.

Auf den nächsten Fahrten analysierte sie genau, wie Clara sich bewegte, wie sie schaute, was sie sagte. Und vor allem beobachtete sie, wie die Menschen auf Clara reagierten. Viele sahen sie verstohlen an, bewunderten sie heimlich. Immer wenn Clara angesprochen wurde, reagierte sie mit einem freundlichen Lächeln. Manchmal tauschten die Reisenden auch zwei, drei Sätze mit ihr aus. Mehr nicht, denn eine Frau wie Clara hatte natürlich keine Zeit für belanglose Konversation. Auch das würde Judith dann übernehmen. Sie würde mit allen Fahrgästen sprechen – natürlich nur ein paar wenige Sätze – und den Tag genießen.

Judith notierte sich alles und spielte es zu Hause vor dem Spiegel nach. Immer und immer wieder. Nach einiger Zeit dachte sie sich, dass sie nun so weit war. Alles war vorbereitet. Schick angezogen und geschminkt ging sie über den Bahnsteig und trug dabei ihre Handtasche über dem Arm, eine gelungene Imitation einer bekannten Marke. Eine Stunde hatte Judith

allein für die Frisur gebraucht, da sie niemanden hatte um Hilfe bitten können. Sie gab sich Mühe auf allen Ebenen, doch Clara blieb distanziert. Nicht abweisend – nur ... unbeeindruckt.

Wieder sprach Judith sie an und wiederholte die Worte, die sie schon einmal zu Clara gesagt hatte: „Ich bewundere Sie. Sie strahlen so eine Ruhe aus.“

„Ich habe schon öfter Menschen getroffen, die mir gesagt haben, dass sie meine Ruhe bewundern. Aber am Ende ... sind wir doch alle nur mit uns selbst beschäftigt, oder?“

Damit endete das Gespräch. Ein Gespräch, das normale Menschen als belanglosen Small Talk einstufen würden. Nicht so Judith. Der letzte Satz von Clara hallte laut nach in ihrem Kopf. Die Gedanken und Emotionen, die dieser Satz auslöste, verschärften sich zunehmend.

Am Ende sind wir doch alle nur mit uns selbst beschäftigt? Wenn die Menschen sich wieder nur mit sich selbst beschäftigten und nie mit ihr, dann würde das ja bedeuten, dass sie wieder nicht gesehen würde. Dieser Satz traf Judith wie ein Schlag. Sie nahm ihn nicht als locker dahingesagte Lebensweisheit, sondern als gezielte Demütigung. All ihr Bemühen: wertlos. Ihre Annäherung: ungesehen. Ihre Maske: durchschaubar.

Judith fühlte sich gekränkt. Sie fühlte einen starken inneren Schmerz, der sich Stunde um Stunde weiter aufbaute und schließlich in Wut und Hass umschlug.

„Am Ende sind wir doch alle nur mit uns selbst beschäftigt.“ Immer wieder hörte sie diesen Satz in ihrem Kopf nachhallen. Mehr und mehr fühlte sie diesen alten, tief sitzenden Schmerz der Einsamkeit und Clara war schuld daran.

Weiter und weiter steigerte sich Judith in ihren Wahn. Irgendwann in der Nacht kippte etwas in ihr. In ihrem Inneren metamorphosierte die bewunderte Managerin zur schuldigen Platzhalterin eines Schmerzes, den Judith seit vielen Jahren wie ein langsam wirkendes Gift in sich trug.

Am nächsten Tag begann sie damit, Claras Schwächen zu suchen – die kleine Unruhe in ihrem Blick, wenn sie telefonierte. Die winzigen Kratzer auf ihrem Smartphone. Den abgesplitterten Nagellack am rechten Daumen.

Plötzlich war Clara nicht mehr perfekt, nicht mehr kopierwürdig, sondern bloß noch ein Hindernis. Ein Spiegel, der Judith nicht zurückstrahlte. Ein Zeugnis ihres Scheiterns.

Als sich ihre Wege an diesem Tag trennten, war Judith in sich gekehrt. Es war das erste Mal, dass sie nicht mehr mit Clara sprach. Stattdessen lief sie wie ferngesteuert zum Fahrscheinautomaten und zog sich eine Karte für die Rückfahrt.

Tags darauf blieb Judith zu Hause. Sie weinte, fror, war wütend. Den ganzen Tag lang lag sie im Bett und starrte an die Decke oder lief ziellos durch ihre Wohnung, während der Fernseher nur so brüllte. Das Klingeln und Klopfen genervter Nachbarn nahm sie zwar

wahr, schaltete den Fernseher aber erst ab, als eine Werbung für Kosmetikprodukte eingeblendet wurde. Wütend schlug sie auf den Ausschaltknopf der Fernbedienung und zog, als müsse sie sich absichern, auch noch den Stecker des Fernsehers aus der Steckdose.

Wieder einmal nicht wahrgenommen zu werden, nicht gesehen zu werden. Es war wie ein tief sitzender Schmerz, der nicht enden wollte. Judith spürte, wie sich ein unerträglicher Druck in ihrer Brust zusammenballte, ein Feuer, das sich langsam in ihr ausbreitete und jede Ecke ihres Körpers zu durchdringen schien. Es war keine bloße Enttäuschung, kein flüchtiges Ärgernis – es war, als würde jemand gnadenlos ihre Existenz auslöschen. Ihre Gedanken schrien, ihre Sinne brannten: Jedes Lächeln, jede Geste, jeder Versuch, gesehen zu werden, prallte wie ein stumpfer Schlag gegen eine unsichtbare Mauer.

Ein Gefühl der Lähmung überkam sie, begleitet von einer stark wachsenden Wut. Sie fühlte sich wie ein Schatten, der selbst in hellstem Licht unsichtbar blieb, und je mehr sie sich aufbäumte, desto tiefer stach der Schmerz in ihre Seele – eine Mischung aus Scham, Kränkung und purer existenzieller Verzweiflung.

In diesem Schmerz lag eine tödliche Klarheit: Wenn niemand sie sehen würde, dann würde sie selbst entscheiden, wer gesehen werden durfte – koste es, was es wolle.

Der Abend dämmerte, die Nacht brach herein. Bis dahin hatte sie keinen einzigen Bissen gegessen. Sie schenkte sich ein Glas Rotwein ein, stellte sich ans Fenster und sah hinaus.

Unten flackerten vereinzelt Straßenlaternen, das dunkle Pflaster glänzte vom Regen, der gerade eingesetzt hatte, und weit draußen, zwischen den schlafenden Häusern, zog ein Zug seine langen Lichterbahnen durch die Nacht.

Clara Riedl. Immer wieder Clara. Immer wieder Enttäuschung. Judith spürte das nagende Ziehen der Frustration wie einen leisen, ständigen Herzschlag, der nicht aufhören wollte. Sie hatte geglaubt, Nähe herstellen zu können, sich zu zeigen, gesehen zu werden. Clara war eine einzige Enttäuschung. Dabei hatte sie schon so viel investiert. So viel kopiert. Kleidung, Make-up, Mimik, Bewegungen. Alles, um endlich gesehen zu werden. Und trotz all dieser Bemühungen fühlte sie sich erneut ungesehen. Und nun lag die Ernüchterung schwer wie ein unsichtbarer Schleier über ihr. Sie lehnte sich erschöpft an das Fenster, ließ die Dunkelheit um sich wirken. Ihr Blick folgte dem Zug. Immer wieder diese Enttäuschungen. Immer wieder dieser unfassbare Schmerz.

Dann nahm sie erneut den Zug wahr und versank in ihren Vorstellungen. In ihren Gedanken wurde jede Waggontür, jeder Lichtschein zu einem eigenen Universum. Sie sah die Gesichter der Menschen, Hunderte von Seelen, jede mit einem Ziel, jede auf einer eigenen Reise. Enkel, die zu ihren Großmüttern fuhren, die

Hände nach Wärme ausstreckend. Freunde, die lachten, die sich auf ein Wiedersehen freuten, die sich Geschichten erzählten, die sie schon lange vorbereitet hatten. Junge Menschen, die auf dem Weg zu Festivals waren, die Aufbruch und Abenteuer verspürten, die das Neue suchten und das Bekannte hinter sich ließen.

Das ratternde Geräusch der Räder und Achsen auf den Schienen wurde zu einem Rhythmus, der in Judiths Gedanken widerhallte. Eine sich wiederholende Geräuschfrequenz, die zu einem Herzschlag wurde, der sie berührte. Die Bewegung, das Vorwärtskommen, das stetige Streben von A nach B – in ihrer Vorstellung war es mehr als eine Fahrt. Es war das Leben selbst, konzentriert in einem Zug, in einem Moment der Nacht, den nur sie sah. Die Menschen hatten Ziele, Richtungen, Sehnsüchte, Ankünfte – und Judith wünschte sich, Teil davon zu sein.

Sie stellte sich vor, wie sie selbst in einem Abteil saß, den Blick aus dem Fenster auf die vorbeiziehende Landschaft gerichtet, den Atem in Einklang mit dem leisen Rattern der Schienen. Wie jemand sie erwarten könnte, irgendwo an einem Bahnhof, oder dass sie selbst eine Ankunft war – nicht nur am Bahnsteig, sondern in sich selbst, in der eigenen Geschichte, in einem Moment, der ihr gehörte.

Judith sehnte sich danach, eine dieser Reisenden zu sein, die nicht nur von Ort zu Ort fuhren, sondern die unterwegs etwas in sich entdeckten.

Jede Station, jeder Blick aus dem Fenster, jede flüchtige Begegnung im Zug stand für Möglichkeiten, für das Neue, für das, was das Leben noch bereithielt. Die Vorstellung des Zuges wurde zu einem Spiegel ihrer eigenen Wünsche: anzukommen, gesehen zu werden, Teil zu sein von etwas, das größer war als das Hier und Jetzt.

Der Zug verschwand in der Ferne, die Lichter wurden kleiner, verschmolzen mit der Dunkelheit. Die Stadt schlief. Nur Judith blieb am Fenster, die Hände noch am kalten Rahmen, das Herz pochte unruhig. Das Glas Rotwein in der Hand. Vorsichtig nippte sie daran, doch stellte das Glas dann auf der Fensterbank ab: Der Rest des Weins blieb – wie immer – unberührt. Die Nacht war still. Eines Tages – ja eines Tages – da würde sie in einer anderen Rolle in diese Züge einsteigen. Nicht als Zuschauerin, sondern als Reisende mit einem Ziel. Als jemand, der ankam. An einem Ort und bei sich selbst.

Und so stand sie da, die Augen auf die Dunkelheit gerichtet, die Gedanken in den Zug hinein, in die Menschen hinein, in ihre eigenen Möglichkeiten hinein, und spürte eine leise Hoffnung: dass auch sie eines Tages den Sprung wagen, die Fahrt fortführen und ankommen würde. Wirklich ankommen.

